

(4. Fortsetzung.)

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre guten Absichten, Herr Bladfield. Aber ich glaube nicht, wie ich den Herren Baron kenne, daß er so ohne weiteres nachgeben würde. Ueberdies hat er mich so schimpflich behandelt, daß eine Rückkehr in meine frühere Stellung ganz ausgeschlossen ist, und daß ich seinen Hof nicht eher wieder betreten könnte, bis er die mir zugefügten schweren Beschuldigungen zurückgenommen hat.“

Dem Amerikaner schien diese Antwort wenig zu behagen. Er sah den Inspektor mit ärgerlicher Miene an, seine bühnigen Augenbrauen groß zusammenziehend.

„Wertwürdiges People, Ihr Deutschen!“ sagte er. „Na jedenfalls werden Sie von mir hören, Mr. Hertwig... Ihre Adresse?“

Er zog sein Taschenbuch hervor und schrieb mit dem Fingerring, den er aus der Westentasche nahm, die ihm von dem Inspektor diktierten Worte auf. Dann reichte er dem jungen Mann rasch wieder freundlich die Hand: „Also good bye! Wir sehen uns wieder. Und noch eins müssen Sie mir versprechen: nehmen Sie keine Stellung an, binden Sie sich nicht, bis Sie von mir Nachricht haben!“

„Gut, Herr Bladfield, das verspreche ich Ihnen.“

Inspektor Hertwig gab den kräftigen Händedruck des Amerikaners herzlich zurück. Dann trieb Mr. Bladfield sein Pferd an, und sie trennten sich.

Es ging etwas schweigend während des Frühstücks, das der Baron allein mit seinem Gaste einnahm, denn der Lieutenant und Miß Lizzie waren von ihrem Ausflug noch nicht zurück, und Fräulein Gerda hatte sich wegen Anmohlsens entschuldigen lassen. Ueberhaupt die beiden Herren fühlten sich nicht behaglich, wenn sie allein miteinander waren. Die stille Antipathie, die die beiden so grundverschiedenen angelegten Naturen vom ersten Augenblick an gegeneinander empfanden, hatte sich bei näherer Bekanntschaft eher noch verschärft, als gemildert. Ihre Erziehung, die Lebensbedingungen, unter denen sie aufgewachsen waren, die Anschauungs- und Denkmittel, die sie sich angeeignet hatten, bildeten die denkbar schärfsten Gegensätze, und so war es kein Wunder, daß bei gelegentlichen Diskussionen die Ansichten immer in scharfem Widerspruch zueinander standen. Freilich, die Höflichkeit, die er dem Gaste seines Hauses schuldet, und die Rücksichtnahme auf die immer offenkundiger zu Tage tretende Neigung seines Sohnes zu dem amerikanischen Goldfisch veranlaßten den Baron, das Unbehagen, das ihm die oft berbe, ungeschminkte Art des deutsch-amerikanischen Selbmadamen einflößte, unter einer glatten, verbindlichen Außenfront zu verbergen und dafür Sorge zu tragen, daß die Debatte nie die Grenzen des parlamentarisch Zulässigen überschritt. Die Herren erhoben sich vom Frühstückstisch, zündeten sich Zigarren an und gingen in den Park hinaus. Der Amerikaner sah den neben ihm Schreitenden, der ansehend in besser Laune die Rauchwolken vor sich hindrängte, mit einer verschämten Miene von der Seite an.

„Ich bin da vorhin Mister Hertwig begegnet,“ fing er plötzlich, ganz unvermittelt an, „und habe mich gewundert, daß Sie den jungen Mann in der Erntzeit fortgeschickt haben.“

Ein Schatten glitt über das weinrotte Gesicht des Barons.

„Ja, die Notwendigkeit zwang mich leider. Ich habe schon ein Telegramm nach dem Stellenvermittlungsbureau für landwirtschaftliche Gehilfen in Berlin aufgegeben.“

„Hat er denn was verbroschen?“

Der Rittergutsbesitzer knipste mit zwei Fingern die Wäse von seiner Zigarre; seine Züge nahmen einen ernsten, strengen Ausdruck an.

„Es hat sich einer Achtungsverletzung schuldig gemacht.“

Der Amerikaner blieb erstarrt stehen.

„Einer Achtungsverletzung? Sehen Sie mal! Solch ein Spindler! Ich hab's ihm ja gleich nicht glauben wollen. Das wäre ja auch gar kein Grund gewesen, einen tüchtigen Menschen so Knall und Fall davonzuja-gen.“

Der Baron runzelte seine Augenbrauen; seine Züge verriethen eine scharfe Spannung.

„Hat er Ihnen denn was erzählt?“

„Freilich. Er theilte mir mit, daß Sie ihn vom Hofe gewiesen hätten, weil er Fräulein Gerda zu tief in die Augen geschaut habe.“

Herr von Langenhorst bekräftigte mit einem energischen Nicken seines Kopfes; in seinen Augen glomm der Zorn auf, den die Erinnerung an das

Erlebnis am Morgen wieder in ihm entfaßte.

„Aberdings. Da hat er Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Der Mensch hatte die Vermeffenheit, sich in allem Ernst um meine Tochter zu bewerben.“

Der Amerikaner starrte den Sprechenden mit einem Ausdruck starker Verwunderung ins Gesicht, als hätte er eben eine bis dahin noch nie gesehene Eigenschaft an seinem Gastgeber entdeckt.

„Das nennen Sie eine Achtungsverletzung?“ fragte er.

„Aber natürlich! Bedenken Sie doch nur! Mein Angestellter, ein Mensch, der nichts ist, der nichts hat, aus dem nie etwas werden kann als ein Administrator fremden Eigentums oder höchstens, wenn er besonderes Glück hat, ein armseliger kleiner Wächter, ein Mensch ohne Rang und Stand, hat die Dreistigkeit, seine Augen zu einer Baronesse von Langenhorst zu erheben!“

Die Mienen des Sprechenden spiegelten deutlich die tiefe Indignation wieder, von der er ganz erfüllt war. Der Amerikaner jedoch schüttelte, als könne er bezüglich in irgend einer ganz merkwürdigen Erfahrung nicht ins Klare kommen, ein paar Mal energisch mit dem Kopf und sagte: „Aber Sie haben ihn doch selbst gelobt, haben mit seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, seinen Fleiß und seine guten Kenntnisse geprieselt! Und nun — ich verstehe sie einfach nicht — nun thun sie, als ob der arme Mister Hertwig der allerverworfenste Mensch von der Welt wäre!“

Der Baron that ein paar Züge aus seiner Zigarre und wandte sich dann einer Bank zu, die sich unweit der Stelle befand, wo er im Eifer des Gesprächs mit seinem Gaste stehen geblieben war.

„Wollen wir uns nicht setzen, Mister Bladfield?“

Und als sie nebeneinander Platz genommen, fuhr er mit einer überlegenen, belehrenden Miene fort: „Sie haben mich wohl nicht recht verstanden, Mister Bladfield. Ich habe nichts gegen die allgemeinen menschlichen Eigenschaften des jungen Mannes und gegen seine Qualitäten als Wirtschaftsinpektor sagen wollen. Im Gegentheil, er besitzt alle Vorzüge, welche ihn in dieser letzten Eigenschaft zu einer sehr empfehlenswerten, brauchbaren Akquisition machen. Aber wenn er mir als landwirtschaftlicher Gehilfe sehr annehmbar erscheint, so ist damit doch nicht gesagt, daß er mir auch als Schwiegerjohn erwünscht wäre. Das ist doch ein gewaltiger Unterschied, Mister Bladfield.“

Er sah den neben ihm Sitzenden triumphierend ins Gesicht, ganz durchdrungen von der Richtigkeit seiner Argumentation. Der Amerikaner aber bewegte nach wie vor, anscheinend ganz verständnislos, sein Haupt.

„Den Unterschied begreife ich nicht,“ erwiderte er. „Wenn ich einen jungen Mann als solide, smart, tüchtig und zuverlässig erkannt habe, dann werde ich mich auch seinen Augenblick befähigen, ihm die Zukunft meiner Tochter anzuvertrauen, vorausgesetzt, daß sie selbst ihn mag. Was wollen Sie denn noch mehr von einem Schwiegerjohn, als daß er in seinem Berufe und auch sonst ein tüchtiger Kerl ist?“

Der Baron nahm seine Zigarre aus dem Munde und that einen tiefen Athemzug. Er rückte unruhig auf seinen Sitz umher und auch sonst fuhr man seinem Wesen und seinen Mienen an, daß ihm die Wendung des Gesprächs nichts weniger als Behagen einflößte.

„Ich glaube, Mister Bladfield,“ entgegnete er, „wir werden uns in dieser Hinsicht kaum verständigen können. Bei Ihnen drüben gelten ganz andere Anschauungen als bei uns. Bei Ihnen ist wohl der Unterschied der Stände mehr verwickelt als bei uns. Bei uns gibt es gesellschaftliche Unterschiede, gesellschaftliche Grenzen und Gesetze, die man respektieren muß, und man sich nicht selbst deklassieren. Und so mußte ich die Aspiration dieses Menschen, der sich einfach über die durch Tradition und gute Sitte gezogenen Schranken hinwegsetzen wollte, als eine Verletzung betrachten, und so brauchbar er sich auch in meinem Dienste erwies, so lieb er mir auch als Angestellter war, als Bewerber um die Hand meiner Tochter konnte er überhaupt nicht in Betracht kommen. Bedenken Sie doch, seine Familie gehört den unteren Schichten der Bevölkerung an, sein Vater ist Briefträger, Landbriefträger, der im benachbarten Kreise die Postkassen von Haus zu Haus bestellte. Ich würde mich und die Meinen ja geradezu zum Spott machen.“

„Excuse me!“ unterbrach der Amerikaner, um um seine bartlose Oberlippe zu ein faktarisches Lächeln.

„Da wundert es mich, daß Sie so liebenswürdig waren, mir und meiner Tochter Ihre Gastfreundschaft zu bieten. Ich fürchte, ich bin fromm und bescheiden, ein mindestens ebensolcher Plebejer wie Mister Hertwig. Mein Vater war, wie ich Ihnen schon mittheilte, simpler Brautnecht, und ich glaube nicht, daß ein solcher in Ihrer sozialen Schätzung höher steht als ein Briefträger, der doch immer den Vorzug besitzt, ein Staatsbeamter zu sein.“

Der Baron machte ein Gesicht, als ob er etwas Saures verschluckt habe. Mit einer instinktiven Bewegung steckte er den Zeigefinger einer Rechten hinter seinen Hemdträger und lästerte ihn, als ob ihm plötzlich die Luft knapp geworden sei. Er schluckte ein paar Mal, entwickelte ein paar tüchtige Rauchwolken aus seiner Zigarre und entgegnete sodann: „Ihr Herr Vater ist, ich glaube, Sie haben mir das ebenfalls mitgeteilt, als Brautnecht gestorben. Vor allem aber ist der große Unterschied der, daß Sie Ausländer, Amerikaner sind. In Ihrem Lande gibt es keine Geburtsadel und keine Beamten- oder sonstige Aristokratie. Sie besitzen einen Komplex von Ländereien, der unsere gräflichen und fürstlichen Standesbesitzungen entspricht, und aus allen diesen Gründen sind Inspektor Hertwigs Verhältnisse mit den Ihrigen gar nicht in Vergleich zu bringen.“

„Freilich,“ brummte der Amerikaner unruhig, „er ist ein poor fellow, und ich gelte als reich. Und wenn ich nun mein property morgen verliere, über wenn ich gar keins besäße, wie würden Sie sich dann mit gegenüber stellen?“

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung.

„Lassen wir das Thema, Mister Bladfield!“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

„Lassen wir das Thema,“ sagte er. „Es dürfte zu weit führen und sich als fruchtlos erweisen, Möglichkeiten zu diskutieren, die nicht vorhanden sind...“

einander, und ihren leicht geöffneten Lippen entrang sich jetzt sogar ein deutlich vernehmbarer Seufzer.

Der Lieutenant sah verwundert aus seinem Brüten auf. Was haben Sie, Miß Bladfield?“

„Ich? Wieso Herr von Langenhorst?“

„Wir war doch, als wenn Sie eben geseufzt hätten.“

„Habe ich? Mag sein. Mir fuhr eben allerlei nicht gerade angenehme Gedanken durch den Kopf.“

„Wenn es nicht indiskret ist, zu fragen?“

„Mein Gott, ich dachte eben daran, daß wir nun bald — Papa und ich wieder auf unserer einsamen Ranch in Texas uns zu Tode langweilen werden. Wissen Sie, in Europa versteht man doch besser zu leben, sein Dasein zu genießen. Jetzt wird mich das monotone Leben in unserer Einöde doppelt schwer fallen. Wäre ich doch lieber gar nicht nach Europa gekommen!“

Ueber das Gesicht des Lieutenants glitt ein warmer Schein, und er sah seiner Nachbarin mit aufleuchtendem Blick in die Augen. „Nein, Miß Lizzie, das dürfen Sie nicht sagen! Ich möchte um alles in der Welt nicht die schönen Stunden missen, die wir zusammen in Frankfurt verlebt haben. Und nun gar unsere reizenden Tage hier in Dahlow, unsere prächtigen Spazierritte und Spazierfahrten! Ich weiß gar nicht, wie ich es ertragen werde, wenn Sie nun wieder fortgehen.“

Miß Lizzie lächelte und drohte scherzhaft mit dem Finger. „Sie wissen, Herr von Langenhorst, wir haben schon längst miteinander ausgemacht, daß Sie mir keine Komplimente und keine Schmeicheleien sagen sollen. Aber es scheint, als ob die deutschen Herren und besonders die Herren Offiziere sich ein Gespräch mit einer jungen Dame gar nicht denken können, ohne ihr allerlei Artigkeiten zu sagen.“

Der junge Mann stiedte mit einer raschen Bewegung die Pfeife in den Behälter am Schuttschloß und legte seine Rechte beherrschend auf die linke Brustseite.

„Aber, Miß Lizzie, Sie werden doch nicht glauben, daß ich Ihnen ein solches Kompliment sagen wollte. Nein, ich habe nur einfach eine That-sache konstatiert. Ihre bevorstehende Abreise wird eine sehr sehr hübsche Lücke in mein Leben reißen.“

Er beugte sich ein wenig nach vorn und drehte sein Gesicht nach rechts, so daß er ihr geradewegs in die Augen sah. „Werden Sie es denn nicht auch ein ganz klein wenig bedauern, Miß Lizzie, wenn wir nun auseinandergehen?“

Sie gab seinen Blick ganz unbefangenen zurück. „Gewiß, Herr von Langenhorst, ganz gewiß bedauere ich das. Ich habe ja schon gesagt, daß es mir schwer wird, aus dem schönen, lebensfrohen Deutschland zu scheiden. Aber wissen Sie was, Herr von Langenhorst? Ihre Augen blühen, und ihre Wangen färben sich ein intensiveres Roth, als es schon die frische Luft hervorgerufen hatte.“

„Sie nehmen einen längeren Urlaub und kommen einmal herüber und besuchen uns auf ein paar Wochen. Ich verspreche Ihnen, Sie werden sich nicht langweilen. Für Sie würde das Leben in der Prarie sicherlich den Reiz der Neuheit und des Ungewohnten haben.“

Er nickte lebhaft. „Ja, das wäre prächtig, gnädiges Fräulein! So über die freie, weite, wilde Prarie zu sprengen, weit und breit kein Haus, kein Baum, kein Strauch, kein Hinderniß, den Büffel zu jagen, der Roth-haut zu begegnen und die aufregenden, gefährlichen Abenteuer zu erleben, von denen man als Knabe mit hochklopfendem Herzen und sieberischen Wangen gelesen — wundervoll!“

Die Amerikanerin lachte. „Ja, das wäre prächtig!“ sagte sie. „An Gelegenheit zu reiten, würde es Ihnen nicht fehlen. Da könnten Sie mit unseren Comboys um die Wette jagen und schießen. Sie sollten einmal unsere Wilden, tapfern Burtschen sehen, wie sie verleben, auch den stärksten Stier zu überwältigen und den wilden Mustang zu bändigen. Mit ihren Pferden sind sie wie verwachsen, und an Schnelligkeit und Kühnheit und Geschicklichkeit stehen sie keinem Indianer nach. Da könnten Sie Reitkünste lernen, die Sie noch in Ihrem Leben nicht zu sehen bekommen haben.“

„Ja, ich glaube, Herr von Langenhorst, es würde Ihnen wirklich bei uns gefallen.“

„Das glaube ich auch von ganzem Herzen, besonders wenn Sie mit der Honneurs der Prarie machen würden.“

„Das würde ich, ganz gewiß. Ich würde mit Ihnen um die Wette reiten und jagen. Denn auch ich ver-

stehe die Büchse zu führen und dem Lasso zu werfen.“

„Wie gnädiges Fräulein. Sie verstehen mit dem Lasso umzugehen, wirklich? Das müssen Sie mich lehren. Wollen Sie, gnädiges Fräulein?“

Die Amerikanerin lächelte über den Eifer des Offiziers, dessen Phantasie von ihren Mittheilungen sichtlich angeregt war, und dessen Augen blühten in der Vorfreude der Genüsse, die ihm, dem schneidigen Husaren, besonders reizvoll und erstrebenswerth dünkten. „Gewiß!“ erwiderte sie. „Wann dürfen wir Sie also in unserer Ranch in Texas erwarten?“

„Wann?“ Der Lieutenant zeigte ein verblüfftes Gesicht. Eine niederziehende Enttäuschung machte sich in seinem sich verfinsterten Mienen bemerkbar. „Ja, an die Entfernung habe ich gar nicht gedacht,“ sagte er kleinlaut. „Wie lange braucht man doch, um bis in Ihre Heimath zu gelangen, gnädiges Fräulein?“

„Lassen Sie uns einmal rechnen!“ meinte sie munter. „Acht Tage per Dampfer über den Ozean, vier Tage Eisenbahnfahrt von New York, macht hin und zurück also ziemlich drei Wochen. Wenn Sie sechs Wochen Urlaub nehmen, bleiben Ihnen also noch drei Wochen für den Aufenthalt bei uns.“

Hans von Langenhorst nahm die Pfeife zur Hand und trieb das Pferd zu einem lebhafteren Tempo an. „Wissen Sie, gnädiges Fräulein,“ gab er kleinlaut zurück, „da werde ich doch wohl verzichteten müssen. Sechs Wochen Urlaub, daran ist gar nicht zu denken, abgesehen von den anderen Schwierigkeiten.“ Er dachte im Stillen an die Kosten, mit denen sich eine Reise über den Ozean und tief in das Innere der großen, nordamerikanischen Union hinein wohl verbunden ein würde. „Schade! Na, da bleibt nur eins übrig, gnädiges Fräulein.“

„Nun?“

„Sie produzieren sich einmal hier und zeigen mir, wie man den Lasso wirft.“

(Fortsetzung folgt.)

Eugenie's Millionen.

Offenbar mit Einverständnis und Unterstützung von Eugenie von Montijo, der Witwe des letzten Kaisers der Franzosen, unternimmt jetzt ein englischer Schriftsteller, Edward Legge, in einem umfangreichen Buche den Versuch, zu schildern, wie sich in Wahrheit ihr Dasein seit dem Schreckensjahre 1870 vollzog. Das Buch ist mit urkundlichem Material reich versehen. Es führt uns vom 4. September 1870, dem Tage, an dem die Kaiserin vor der Wuth des Pariser Pöbels aus dem Tuilleriespalaste flüchtete, bis in die allerjüngste Gegenwart. Es geleitet uns nach Chislehurst, wo Napoleon der Dritte starb, und nach Farnborough, wohin seine Witwe, auch des einzigen Sohnes beraubt, 1881 überföhrte. — nach ihrer Villa Chyros an der Küste des Mittelmeeres und an Bord ihrer Yacht The Tilly, mit der sie weite Reisen in ferne Welttheile unternahm. Wir lernen eine Fürstin kennen, die sich bis in ein ungewöhnlich hohes Alter ein warmes, leidenschaftliches Herz bewahrt hat, von den Tagen ihres Glanzes mit Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit plaudert, aber keineswegs nur der Erinnerung zugewandt ist, sondern allem Menschlichen Theilnahme entgegenbringt. Sie spricht von der Tragödin Rachel, als hätte sie sie gestern als Phädra gesehen, und man findet sie in der ersten Reihe der Zuschauer bei den Flugversuchen der Goby und Santos Dumont.

Edward Legge läßt es sich besonders angelegen sein, die phantastischen Gerüchte, die immer wieder über die Vermögensverhältnisse der Ex-Kaiserin aufgetaucht sind, zu zerstreuen, und vielerlei Abkunft seines Buches ist vielleicht der interessanteste. Als die Prinzessin Viktoria Eugenie von Battenberg den jungen König Alfons den Dreizehnten von Spanien heirathete, wollten englische und französische Blätter wissen, die Kaiserin hätte ihrem Vaterlande zur Hochzeit alle ihre spanischen Ländereien geschenkt, — die aber nur in der Einbildung jener Blätter existierten. Ihr gesamtes Vermögen soll die angebliche Höhe von 24 Millionen Dollars betragen. Gewiß ist die Kaiserin reich, so schreibt Edward Legge, sie kennt den Werth des Geldes recht genau und wirft es nicht mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Und sie ist sich recht bewußt, daß ihr Besitzthum von Rechts wegen bei der Familie Bonaparte bleiben muß, deren älteste und vornehmste Repräsentantin sie ist. Wie hoch ihr Vermögen sich beläuft, wissen nur wenige, die zu schweigen verstehen. Dieses Vermögen stammt aus sehr verschiedenen Quellen. Da sind z. B. die südfranzösischen Rabelwälder, die Napoleon der

Dritte während seiner Regierung für seine Gemahlin um einen verhältnismäßig niedrigen Preis kaufte und für deren Verkauf sie 1905 einige Millionen Dollars erhielt. Da ist die Hinterlassenschaft Napoleons des Dritten, und da ist auch die Erbschaft ihres Sohnes, des kaiserlichen Prinzen Louis Napoleon.

Durch diese Erbschaft rührt ein Theil der Millionen der Kaiserin Eugenie, allerdings auf ziemlich weitem Umwege — von deutschen Spieltheatern her! Dem Prinzen Louis hatte die Gräfin Baciochi ihr Vermögen vermachelt. Sie war die Gemahlin eines weitläufigen Verwandten der Bonaparte, der am Hofe des zweiten Kaiserreiches ein hohes Amt bekleidete. Prinz Louis freilich wird kaum etwas von diesem Vermächtnisse zu sehen bekommen haben. Man darf Edward Legge glauben, daß das Kind von Frankreich beinahe arm starb, und daß die Kaiserin Eugenie die hohen Legate, die ihr Sohn in dem vor seiner Todesfahrt ins Zululand geschriebenen Testamente Freunden und Dienern ausgesetzt hatte, aus ihrer eigenen Tasche bezahlen mußte. Die Kaiserin Eugenie hielt ihren Sohn kurz, — Edward Legge leugnet vergeblich, daß dies eine der Ursachen war, die den Prinzen Louis aus dem Mutterhause trieb und fernere kriegerische Abenteuer suchte. Das Baciochische Vermächtnis bedurfte damals zu seiner Ausbarmachung größerer Aufwendungen, als die Einkünfte daraus betragen. Später jedoch erholte es sich und gegenwärtig mag es einen recht ansehnlichen Werth darstellen. Was bezog nun die Gräfin Baciochi, gerade den Sohn Napoleons des Dritten zum Erben zu wählen? Unter englischer Gewährungsmacht darüber seine eigene Vermuthung, und wir dürfen annehmen, daß alle seine Vermuthungen der Wahrheit sehr nahe kommen. Als Fürst Karl der Dritte von Monaco sich Francois Blanc, den Spielpächter von Homburg und anderen deutschen Wadewortern, kommen ließ, um mit dessen Hilfe sein von der Natur so reich gesegnetes Ländchen in ein großes Vergnügungslokal umzuwandeln, war die Einwilligung Napoleons des Dritten notwendig, bevor man daran denken durfte, in dem von Frankreich zwar nicht reichlich, aber thatsächlich abhängigen Fürstenthume die grünen Tische aufstellen zu lassen. Es scheint, so sagt Edward Legge, daß Graf Baciochi dem alten Blanc diese Einwilligung seines kaiserlichen Herrn verschaffte. Und es scheint, so fügt er hinzu, daß der alte Blanc sich dem Grafen Baciochi dafür erkenntlich erwies. Also wollte die Gräfin Baciochi wohl dem Sohne des Kaisers wiedergeben, was von Rechts wegen dem Kaiser gehört hatte.

Napoleon der Dritte hatte seinen letzten Willen am 24. April 1865 niedergeschrieben, als er in der Fülle seiner Macht stand. Er setzte seine Gemahlin zur Erbin seines ganzen Privatvermögens ein und vermachte seinem Sohne — seinen Thron und die Zivilliste von acht Millionen Dollars. Der Thron und die Zivilliste waren am 9. Januar 1873, dem Sterbetage Napoleons des Dritten, nicht mehr vorhanden, kein Blatt Papier mehr werth. Aber auch die Kaiserin Eugenie gelangte nicht ohne Weiteres zu ihrem Erbtheile. Sie mußte die Regierung der dritten Republik auf Herausgabe aller beim Sturze des Kaiserreiches beschlagnahmten Gegenstände, die ihrem Gemahl gehörten, und zum Theile einen außerordentlichen Kunstwerth hatten, erst regelrecht verlangen. Der Prozeß dauerte von 1875 bis 1907 und endete, nach vielen Schwereigkeiten, mit dem Siege der Klägerin.

Bald nach dem Tode Napoleons des Dritten fehlte es im kaiserlichen Haushalte in Chislehurst — demselben, der einst der prächtigste und verschwenderischste Europas gewesen war — an kaarem Gelde. Und im März 1873 kamen bei Christie in London 122 Schmudstüde, Halsbänder, Diamanten, Broschen, Ohrringe, Uhren, als deren Eigenthümerin eine sehr vornehme Dame angegeben war, zur Versteigerung. Sie brachten 200,000 Dollars. Einzelne dieser Stücke sind seitdem wieder auf der Wanderschaft gewesen. Noch im vorigen Herbst, 1909, sah man im Schaufenster eines Londoner Juweliers eine Diamanten-Tiarra ausgestellt, neben der ein Zettel die lateinischen Worte trug: „Früher Eigenthum der Kaiserin Eugenie.“

Einen Menschen ob seiner Vorzüge lieben, ist keine Kunst. Man muß ihn trotz seiner Mängel lieben.

Der wahre Stolz ist nicht blind gegen eigene Fehler, aber der Hochmut ist es.

Den Wer. Staaten ist eine Insel an der afrikanischen Küste zum Kauf angeboten worden. Aber das versteht wohl gegen die afrikanische Montros-Dottrin.